

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	87 (1993)
Heft:	4
Artikel:	NW-Gespräch mit Gisela Oechlhäuser : "Lachen ist für mich wie Seele putzen..." : auf der Suche nach der Zukunft in der ehemaligen DDR
Autor:	Oechlhäuser, Gisela
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-143762

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Lachen ist für mich wie Seele putzen...»

Auf der Suche nach der Zukunft in der ehemaligen DDR

Jean Villain, Schweizer Schriftsteller und Freund der Neuen Wege, hat für unsere Zeitschrift ein weiteres Gespräch geführt, diesmal mit Gisela Oechlhäuser, der Intendantin des Kabaretts Berliner Distel. Sie schildert ihren aussergewöhnlichen Werdegang in der ehemaligen DDR von der Kindheit in einer Pfarrfamilie bis zur Kabarettistin, setzt sich mit den verschiedenen, mehr oder weniger oberflächlichen Formen von «Vergangenheitsbewältigung» auseinander, steht widerständig zur eigenen Geschichte, erinnert und verarbeitet sie kritisch, aber auch mit der Katharsis befreienden Lachens, um sich in die Gegenwart einmischen, ihr demokratisch begegnen zu können.

Red.

Von den Kindheitsmustern bis zum Fliessband

NW: Welches sind Ihre Kindheitsmuster? Wem verdanken Sie ihre künstlerische Energie und Souveränität?

Oechlhäuser: Ich bin Kriegs-Halbwaise. Mein Vater fiel, bevor ich ihn kennenlernen konnte. Dennoch hatte ich eine unglaublich schöne Kindheit. Gerade in solchen Wendezeiten, wie den unsren, wird einem ja erst so richtig bewusst, wo man selber wurzelt. Mir jedenfalls ist heute klar, dass über die psychischen und seelischen Kräfte, über die man als erwachsener Mensch verfügt, tatsächlich die in früher Kindheit empfangenen Prägungen entscheiden. Das Besondere an meiner Kindheit war, dass unsere Mutter mich und meine drei älteren Geschwister bedingungslos geliebt hat. Wir fühlten uns, so wie wir waren, von ihr angenommen. Was in erster Linie mit ihrer Gläubigkeit zusammenhang. Sie war *Pastorin* der evangelischen Landeskirche Thüringens. Hinzu kam die tiefe Demut, mit der meine Mutter ihrer eigenen Erfahrung des Versagens in den Jahren des Faschismus gegenüberstand. Sie hatte sich bis 1945 auf ihre Rolle als Ehefrau und Mutter zurückgezogen, sich bewusst auf sie beschränkt. Und nun stand sie mit ihren

vier Kindern und der bitteren Erkenntnis, sich nicht genug um jene Dinge gekümmert zu haben, auf die es außerdem noch angekommen wäre, allein da.

NW: Welche Berufsträume hatten Sie als Kind?

Oechlhäuser: Ich wollte Oratoriumsängerin werden. Aufgewachsen mit Musik, habe ich unentwegt gesungen. In Kirchen- wie in Pionierchören. Auch lernte ich schon früh, dass man Leute mit Gesang trösten, erfreuen kann. Als kleines Mädchen durfte ich meine Mutter oft bei ihren vielen Hausbesuchen begleiten, und wo sich's ergab, im Altersheim zum Beispiel, sang ich.

Meinen Traum, Gesang zu studieren, musste ich dann freilich begraben; ich hatte Knötchen auf den Stimmbändern. Darauf bewarb ich mich an der Theaterhochschule Leipzig, spielte die Heiratsvermittlerin aus einem Stück von Gogol vor, eine Rolle, für die ich natürlich viel zu jung war – und fiel durch. Worauf ich erst einmal *Uhrmacherin* wurde. Gegen jede Überzeugung. Und weil ich es einfach nicht fertigbrachte, achteinhalb Stunden auf meinem Hintern stillzusitzen, erfüllte ich meine Norm schliesslich in sechs Stunden und wurde Aktivist. Drei Jahre am Fliessband... Eine für mich enorm wichtige Erfahrung! Vor

allem der Frauen wegen, mit denen ich dort zusammen war. Früh um fünf standen sie auf, versorgten ihre Kinder, eilten dann zur Arbeit; die meisten lebten ohne Mann, und ohne jede Chance, noch einmal einen zu finden... Das Bestehen gerade vor diesen Frauen wurde für mich entscheidend wichtig. Wie viel ich ihnen verdanke, merkte ich, als ich lernte, auf der Bühne Menschen darzustellen.

Tragödie einer Stalinistin

NW: Wie kamen Sie vom Fliessband los?

Oechlhäuser: Indem ich mich in Leipzig um ein Deutsch/Französisch-Studium bewarb und auch wirklich angenommen wurde.

NW: Gab es dort Professoren, die Sie besonders beeindruckten?

Oechlhäuser: Ja, zum Beispiel meine sehr verehrte Lehrerin *Edith Bremer*, eine der grössten Stalinistinnen vor dem Herrn. Als solche war sie furchtbar, als Mensch, als Literaturwissenschaftlerin dagegen ein Ereignis. Was mir besonders bewusst wurde, als ich ihr die Totenrede halten musste. Sie starb an den Spätfolgen einer Krankheit, die sie sich während ihrer Emigrationszeit in Schanghai zugezogen hatte.

Ein Beispiel für die menschliche Grösse dieser Frau: In der Klassikprüfung wollte sie, dass ich mich zu Goethes Aufsatz «Von Deutscher Baukunst» äussere. Ich hatte ihn nur überflogen, und um ihr wie mir Peinlichkeiten zu ersparen, gestand ich es. Darauf sie: «Was haben Sie denn gründlicher gelesen?» Ich nannte ihr ein Thema, sie gab mir grünes Licht und liess mich die Prüfung mit Auszeichnung bestehen.

NW: Statt auf die Schwächen auf die Stärken des andern zu setzen, wäre nun allerdings das genaue Gegenteil von Stalismus...

Oechlhäuser: Sicher. Nur: Die eine Haltung schliesst eben die andere nicht unbe-

dingt aus. Stalinistin – und das ist eine Einsicht, die mir heute, beim Aufarbeiten meiner DDR-Geschichte sehr zugute kommt – war diese Frau nämlich insofern, als sie, wie so viele ihrer Generation, der unerschütterlichen Überzeugung war, eine gerechtere Gesellschaftsordnung liesse sich durch die *einfache Negation des Vorhergegangenen* erzwingen. Im KZ hatte sie sich geschworen, ihr Teil dazu beizutragen. Was sie dann auch tat, und dabei, immer im festen Glauben, im Sinne des historischen und dialektischen Materialismus zu handeln, Menschen unglücklich machte.

Sie, deren Essay über Schillers Freiheitshelden «Wilhelm Tell» von Thomas Mann im Schillerjahr als das Beste gepriesen wurde, was hierüber je geschrieben worden sei. Sie erinnern sich vielleicht an die legendäre Faust-Inszenierung im Deutschen Theater, in welcher Adolf Dreesen und Wolfgang Heinz 1968 mal nicht das «Faustische» in den Mittelpunkt rückten, sondern vielmehr zeigten, wie schwer es ist, in einer kleinen Bude gross zu denken. Edith Bremer war es, die darauf für Leute, die das gut fanden, reihum Parteiverfahren forderte...

Auch dies war mir eine bleibende Lehre, und als mich im November 1989 ein Interviewer fragte, was mir in diesen Wendezeiten Angst mache, antwortete ich ihm, dass ich befürchte, es werde einmal mehr nur die einfache Negation des Vorhergegangenen angestrebt. Also genau das, woran die DDR gescheitert sei.

Das Akademixer-Kabarett oder Der urdeutsche Aberglaube, wahre Kunst müsse ernst und traurig sein

NW: Im Dezember 1965 holte das XI. Plenum des ZK der SED zu einem verhängnisvollen kulturpolitischen Kahlschlag aus. Woher nahmen Sie den Mut, sich wenig später dennoch an der Gründung des Leipziger Akademixer-Kabaretts zu beteiligen?

Oechlhäuser: Bevor ich im Herbst 1965 zu studieren begann, war ich während drei Jahren beim Weimarer Arbeitertheater. Mit

viel Vergnügen, wie ich hinzufügen muss, und so sprach ich dann eben nach erfolgter Immatrikulation bei der *Leipziger Studentenbühne* vor und wurde sofort genommen. Hinzu kam, dass die Universität nach dem 1957 unter entsetzlichen Begleitumständen erfolgten Verbot des Rats der Spötter unbedingt wieder ein Kabarett haben wollte und genau zu dem Zeitpunkt Jürgen Hart, dem eigentlichen Gründer und späteren Leiter der Akademixer, den Auftrag erteilte, ein solches aufzubauen. Er fragte mich, ob ich da mitmachen würde, und dann legten wir eben los.

NW: Fühlten Sie und Ihre Ensemblekollegen sich dabei nicht manchmal wie der legendäre Reiter auf dem Bodensee?

Oechlhäuser: Schon. Allerdings sehe ich in jenem legendären Ritt übers dünne Eis eher ein Leitmotiv meines bisherigen Lebens überhaupt. Da mir meine Mutter eine schier unglaubliche Portion unerschütterlicher Naivität mit auf den Weg gab, konnte mich keine schlechte Erfahrung je daran hindern, sofort eine nächste zu machen...

NW: Naivität als Unbefangenheit verstanden?

Oechlhäuser: Im Sinne der *Maxime Luthers*: «Und wenn ich gleich wüsste, dass morgen die Welt untergeht, würde ich heute ein Apfelbäumchen pflanzen.» Scheinbar geht das wider jede Vernunft. In Wahrheit jedoch ist es nur eine andere, umfassendere Art Vernunft, die Luther so reden liess. Mein Leben wird allerdings von beiden «Vernünften» bestimmt, und – obschon sie einander mitunter so fern sind wie Parallelen, die sich erst im Unendlichen schneiden – preisgeben kann ich weder die eine noch die andere.

NW: Zu DDR-Zeiten waren Sie Leitungsmitglied der Sektion Kabarett des Theaterverbandes und Vizepräsidentin des Komitees für Unterhaltungskunst. Was konnten Sie in diesen Positionen bewirken? Welche Hürden erwiesen sich als unüberwindbar?

Oechlhäuser: In beiden Tätigkeiten habe ich in erster Linie versucht, den urdeutschen Aberglauben zu unterwandern, wahre Kunst müsse zwangsläufig ernst und traurig sein. Ich meine, dass man heutzutage mehr denn je zu einer *Katharsis* kommen müsste, die eben nicht vorab aus Furcht und Schrecken, sondern aus *befreiendem Lachen* erwächst. Aus einem Lachen, geboren aus der Schwärze der schwer lösbar Widersprüche, in die wir verstrickt sind. Doch, gerade weil ich um die engen Grenzen meiner Möglichkeiten, die Dinge zu verändern, weiss, scheint es mir umso notwendiger, selbst den kleinsten Spielraum auszuschöpfen. Genau hieraus erklärt sich denn auch meine Haltung zu DDR-Zeiten, jene Mischung aus Courage und Opportunismus, die mich hiess, das mir im Kabarett Mögliche auch wirklich zu tun. Natürlich immer in der Hoffnung, dass andere ebenso handeln würden. Anders gesagt: Lachen war und ist für mich wie Seele putzen. Es ändert an den Dingen zwar nur wenig, aber immerhin wird dabei entschieden, ob das Glas halbvoll oder halbleer ist, und davon hängt mitunter sehr viel ab...

Was nun aber die Hürden betrifft, so war für mich die mit Abstand schlimmste und verhassteste die ganz besondere Art Dummheit, die sich aus dieser fürchterlichen Provinzialität der DDR ergab. Im zwanzigsten Jahrhundert ein *Menschenbild ohne Bibel und ohne Freud* durchsetzen zu wollen... Gegen diese Art Engstirnigkeit war nicht anzukommen. Dabei hatte es doch bereits in den 20er Jahren ein von der kommunistischen Bewegung mitgetragenes Institut für Sozialforschung gegeben, dessen Leistungen zu den wissenschaftlichen Glanzpunkten des Jahrhunderts zählten. Statt sie in der DDR fortzusetzen oder wenigstens zur Kenntnis zu nehmen, erliessen wir «Pioniergebote», in denen zu lesen stand, dass Junge Pioniere immer fröhlich zu sein hätten. Gut, dahinter mag sich der Anspruch, alle Kinder möchten glücklich sein, verbergen. Doch wissenschaftlich betrachtet, standen diese «Pioniergebote» für ein eindimensionales,

also eigentlich faschistoides Menschenbild. Menschen, die man sich allzeit «fröhlich» wünscht, nimmt man sowohl die Fähigkeit zu trauern als auch die, sich wirklich zu freuen...

Vergangenheit lässt sich nicht bewältigen, nur verdrängen oder annehmen

NW: Was fällt Ihnen spontan zum Begriff «Vergangenheitsbewältigung» ein?

Oechlhäuser: Seine Oberflächlichkeit. So, wie er heute vielfach gebraucht wird, suggeriert er nicht zuletzt, Vergangenes liesse sich nachbessern oder gar ungeschehen machen. Ich halte es da eher mit Sigmund Freud und meine, dass es jetzt mehr denn je um das genaue Sich-Erinnern an das Vergangene – um das *ehrliche Durcharbeiten* des Gewesenen gehen müsste. Auch wenn das Qualen bereitet und unheimlich viel Kraft kostet. «Bewältigen» kann ich meine Vergangenheit nicht. Ich kann sie nur verdrängen oder eben annehmen. Welch letzteres ich für besser halte, denn wenn wir ständig nur hoffen, unser Leben, unser Tun in der DDR möchten in Vergessenheit geraten, wenn wir ständig nur davor zittern, dass jemand den Teppich hochnimmt, unter den wir unsere eigene Geschichte kehren, werden wir uns nie und nimmer in die neuen Verhältnisse einmischen können. Du hast nun mal Deine DDR-Vergangenheit, und die Erinnerung daran mag streckenweise qualvoll sein, aber doch nicht nur... Du hast doch auch Erfahrungen gemacht, die Du jetzt, da es darum geht, Neues zu gestalten, freizusetzen, einbringen kannst!

NW: Erinnerung als Produktivkraft?

Oechlhäuser: Genau dies. Sie ist mein Kapital.

NW: Wie wäre es produktiv zu machen?

Oechlhäuser: Lassen Sie es mich anhand eines Beispiels aus meinem Beruf erklären. Wenn ich heute die Iphigenie spielen soll,

eine Frau, die ich nicht kenne, die kein heute Lebender gekannt hat, dann bediene ich mich der im Theater altbewährten Erfindung der «*Warum-Fragen*». Wo, wann und wie hat sie gelebt? Was hat sie getan, mit welcher Absicht? Ein Fragenkatalog, der sich auch fürs eigene Leben nutzbar machen lässt. Etwa, wenn wir merken, dass uns manches, was uns 1953, 1956, 1968 oder 1980 widerfuhr, inzwischen fast so fern und fremd geworden ist wie Iphigenie.

So versuche ich, zu rekonstruieren, weshalb ich dies oder jenes tat – oder es unterliess. Statt in ständiger Angst darauf zu warten, dass mir einer mein Vorleben vorkaut, trete ich sozusagen die Flucht nach vorn an und erarbeite mir eine Haltung dazu. In diesem Sich-Erinnern sehe ich ein ungeheures *demokratisches Potential*, das es freizusetzen gilt. Was natürlich nicht ohne Emotionen abgehen kann. Muss ich doch davon ausgehen, dass längst nicht alles, was ich getan habe, gut war. Schliesslich war mir ja schon immer bewusst, dass jede Entscheidung, die ich für etwas treffe, zugleich eine gegen etwas ist. Also darf ich auch nicht leugnen, dass ich, um bestimmte Dinge durchzusetzen, andere aufgab, vielleicht gar verriet.

NW: Eine andere Art, mit Gewesenumzugehen, entwickelten vor Jahrtausenden gewisse Steppenvölker. Alljährlich beluden sie einen Ziegenbock mit allen im abgelaufenen Jahr vom Stamm begangenen Schweinereien, verfluchten ihn und trieben ihn mit Steinwürfen von dannen. Auch heutige Völkerstämme sollen gelegentlich noch Sündenböcke in die Wüste schicken. Was halten Sie von dieser Methode?

Oechlhäuser: Nichts. Mir wäre es unerträglich, die Verantwortung fürs eigene Leben unentwegt an irgendwelche Buhmänner zu delegieren. Das geht doch nur auf Kosten der wichtigsten aller menschlichen Freiheiten, der geistigen. Wenn wir uns die DDR-Geschichte solcherart einfach wegmachen lassen, werden wir schon deshalb *Millionen neuer Buhmänner* brau-

chen, weil sich der Mensch in seinem tiefsten Inneren ja eigentlich dagegen wehrt, keine Geschichte zu haben. Genau aus dieser Ecke, fürchte ich, braut sich für das Land, in dem wir leben, eine unheimliche Gefahr zusammen. Ich denke da an den Zulauf, den derzeit die Rechtsextremen haben. Ein Thema, bei dem man Herzklöpfen kriegen kann...

NW: Wie wäre diesem Zulauf zu begegnen?

Oechlhäuser: Durch entschlossene Verteidigung der geistigen Freiheit.

Das Leben in der DDR: Busse für den Krieg und Versuch einer Alternative

NW: Als Vorsitzender der Enquete-Kommission zur Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit unterteilt Pfarrer Eppelmann die Bürger der einstigen DDR in folgende fünf Kategorien: Hauptschuldige, extrem Privilegierte, Doppelzüngige, zu denen er u.a. hochdekorierte Kirchenleute, Künstler und Sportler zählt, jene, die ihren Scheinfrieden mit der Diktatur machten, und schliesslich die wenigen, die mit ihrem Reden und Handeln den Zorn der Mächtigen auf sich zogen. Zu welcher Gruppe zählen Sie sich selber?

Oechlhäuser: Zunächst: Ich bin keinesfalls bereit, diese Kategorisierung einfach hinzunehmen. Schon deshalb nicht, weil sie die DDR durch den Begriff Diktatur mit der ihr vorangegangenen Nazi-Diktatur gleichstellt. Für mich war und ist die DDR das Ergebnis des Zweiten Weltkrieges. Eines Krieges, der Deutschland von niemandem aufgezwungen wurde, den Deutsche in freier Entscheidung vom Zaune brachen. So war für mich das Leben in der DDR, einem Land, das meine Mutter politisch nicht geliebt hat, von meiner Kindheit an auch eine Art Busse für jenen entsetzlichen Krieg. Und zugleich der Versuch einer Alternative zum Faschismus.

Der für mich entscheidende Unterschied zwischen den beiden Systemen: Die Verfolgung und damit letztlich die Vergasung

der Juden zählte zu den offiziellen Staatszielen des Dritten Reichs. Die Leute, die dem Führer folgten, bekannten sich damit auch zu den von ihm erlassenen Rassengesetzen und zu seinen kriegerischen Ambitionen. Demgegenüber wurden in der DDR *Ideale* proklamiert, die *so alt wie die Menschheit* selber sind. Um ihretwillen traten wir nach 1945 an. Für sie engagierten wir uns. Umso furchtbarer, umso niederschmetternder, eben deshalb, die Verbrechen, die im Namen des Kommunismus begangen wurden!

Ansonsten: Folgte ich Pfarrer Eppelmanns denkmethodischen Gesichtspunkten, für die er sicherlich seine belegbaren Gründe hat, fände ich mich, wie so viele andere, in mindestens drei seiner Kategorien wieder. Auch ich habe in diesem Lande Verantwortung getragen, und so mitgeholfen, es samt der in seinem Namen begangenen Dummheiten und Verbrechen zu stabilisieren. Das ist mir sehr bewusst, doch gerade deshalb sind mir Eppelmanns Kategorien zu pauschal, zu dünn. Ich vermisste an ihnen die Demut...

Dem Publikum Lust und Mut machen, Nein zu sagen

NW: Seit Februar 1990 sind Sie Intendantin der Berliner Distel. In dem Zusammenhang ein Oechlhäuser-Zitat aus dem Jahr 1989: «Kabarett kann, wie jede Kunst, Wirklichkeit nur verändern, indem es dem Publikum Lust und Mut auf Veränderung seiner selbst macht.» Stehen Sie auch nach der Wende noch zur Meinung, Kunst könne, müsse Wirklichkeit verändern?

Oechlhäuser: Ja.

NW: Warum?

Oechlhäuser: Dies hängt wiederum mit Luthers Apfelbaum zusammen. Einer der für meine Ohren grässlichsten Sätze – man vernahm ihn gerade in der DDR besonders häufig – lautet: «Es hat ja doch keinen Zweck.» Zugegeben, wenn ich lediglich dem «Realismus» der Politik folgen würde,

der ja eigentlich ein Irrationalismus ohne gleichen ist, käme mir mein Mut sehr schnell abhanden. Also nutze ich ihn lieber, um diesem «Realismus» meine Sicht der Dinge entgegenzustellen. Beispielsweise jede Art Krieg abzulehnen und dies auf meine Weise kundzutun. Um so wenigstens ein paar Köpfe und Herzen zu erreichen, sie

durch ihr Lachen merken zu lassen: Man kann sich auch anders verhalten. Kurz, ich versuche, dem Publikum Lust und Mut zu machen, auch mal Nein zu sagen. Oder, wo es Sinn macht, Ja. Vielleicht ist dies mein Hauptmotiv, Abend für Abend auf die Bühne zu klettern und obendrein noch Geld dafür zu nehmen...

Ingo Knaup

Katholische Kirche für die Todesstrafe – wie lange noch?

Im Herbst 1992 hat der Vatikan seinen «Weltkatechismus» vorgestellt. (Eine deutsche Übersetzung liegt noch nicht vor.) Im Kapitel über das Fünfte Gebot «Du sollst nicht töten» befasst sich dieses Dokument auch mit der Todesstrafe, aber nicht, um sie zu ächten, sondern um sie zu legitimieren. Ingo Knaup, ein über diesen Erlass zu Recht empörter Leser der Neuen Wege und engagierter Mitarbeiter von Amnesty International, macht sich Gedanken zum skandalösen Rückfall des katholischen Lehramtes hinter die heutige Entwicklung des weltweiten Menschenrechtsbewusstseins und fragt, wie ein solches Denken mit der biblischen Botschaft noch in Einklang zu bringen sei. Red.

Weltkatechismus Art. 2266: «... ohne dabei für äusserst schwere Fälle die Todesstrafe auszuschliessen»

In Art. 2266 des sogenannten Weltkatechismus der katholischen Kirchen ist zweimal von legitimer Gewalt des Staates zur Verteidigung des Gemeinwohls die Rede. Das eine Mal geht es um Bestrafung des Angreifers von innen, das andere Mal um die Anwendung von Waffengewalt gegen den Aggressor von aussen. Wörtlich heisst es da:

«Das Gemeinwohl der Gesellschaft zu erhalten, verlangt, den Angreifer ausserstand zu setzen, (ihr) zu schaden. In dieser Hinsicht hat die überlieferte Lehre der Kirche das Recht und die Pflicht der legitimen öffentlichen Gewalt als wohlbegründet anerkannt, der Schwere des Vergehens

angemessene Strafen zu verhängen, ohne dabei für äusserst schwere Fälle die Todesstrafe auszuschliessen. Aus ähnlichen Gründen haben die Inhaber der (öffentlichen) Gewalt das Recht, mit Waffengewalt die Angreifer des Staates, für den sie verantwortlich sind, zurückzuweisen» (Übersetzung von I.K.).

Die fast unscheinbare Bemerkung bedeutet, dass diese unmenschliche und unumkehrbare Strafe keineswegs gänzlich ausgeschlossen, geschweige denn als menschenrechtswidrig verurteilt wird. Die Aussage ist für uns alle sehr enttäuschend, um nicht zu sagen skandalös, sofern wir Äusserungen der katholischen Kirche bzw. des Vatikans nicht ohnehin als für die Menschheit belanglos betrachten. Man muss sich nur einmal klarmachen, was alles mit solch einem *Blankoscheck* zu rechtfertigen